

Leseprobe

J. Quack

Über die Rückschritte der Poesie dieser Zeit

Künstler sind empfindsam, und wie die Götter leben sie von Weibrauch.

L.L. SCHÜCKING

Es war Ende der fünfziger Jahre. Kurz zuvor waren Paul Claudel, Gottfried Benn und Bert Brecht gestorben. Von den Großen der modernen Lyrik lebten noch T.S. Eliot, Ezra Pound und René Char, der sich ein Jahrzehnt später mit Heidegger anfreunden sollte. Auch war Paul Celan schon hervorgetreten. Da bemerkte Reinhold Schneider, ein eifriger Leser der ausländischen Presse, der die meisten Sprachen Europas beherrschte, zu seiner Lektüre: „Wenn man die in den Literaturbeilagen der resteuropäischen Blätter verflimmernden Namen zusammenzählen wollte, könnte man leicht auf tausend kommen. Kein Mensch wird ernstlich behaupten, daß heute tausend Dichter leben.“ Übrigens rechnete Schneider sich selbst keineswegs zu den Dichtern; die christlichen Gedichte, die er während des Krieges geschrieben und heimlich verbreitet hatte, hielt er für reine Gebrauchsliteratur ohne künstlerischen Wert.

Einen ähnlichen Eindruck eines krassen Mißverhältnisses kann man heute gewinnen, wenn man die kleine Ausgabe der Anthologie von Karl Otto Conrady in die Hand nimmt, eine Sammlung deutscher Gedichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von siebenhundert Seiten sind sage und schreibe zweihundert Seiten der lyrischen Produktion der letzten vierzig Jahre gewidmet, fast dreißig Prozent! Damit wird eine Fülle heute lebender und dichtender Talente vorgetäuscht, die maßlos übertrieben ist. Sie verrät aber, daß die Wertmaßstäbe des Herausgebers, um mit Büchner zu reden, in der schändlichsten Verwirrung sind. Doch ist seine Sammlung in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Die Anthologien der zeitgenössischen Lyrik, die ich kenne, leiden alle mehr oder weniger stark unter dem gleichen Mangel an kritischen Normen und Idealen.

Wer in den sechziger oder siebziger Jahre einen gewagten Text lyrischer Art vorlegte, konnte sich damit rechtfertigen, daß es sich um experimentelle oder avantgardistische Dichtung handle, und die Kenner im Feuilleton nickten allseits zustimmend. Wer heute sein Textgestammel mit diesen Schlagworten rechtfertigte, würde sich nur lächerlich machen – wenn er überhaupt beachtet würde. Denn dies ist das eigentliche Problem der zeitgenössischen Lyrik, daß sie nicht mehr wahrgenommen wird. Sie ist ein Randphänomen der Literatur geworden, die ihrerseits in Öffentlichkeit und Gesellschaft nur noch eine unbedeutende Rolle spielt.

Dies ist die Lage der gegenwärtigen lyrischen Dichtung: eine inflationäre Produktion, die aber öffentlich kaum beachtet wird, und eine Desorientierung in dem Punkt aller Punkte, der kritischen Bewertung. Diese Lage hat mich angeregt, einmal genauer nachzusehen, ob an den Gedichten unserer Tage überhaupt etwas dran ist. Da in der Nachkriegszeit begrifflich oder theoretisch festgelegt wurde, was man unter Moderne und der Lyrik der Moderne versteht, habe ich im ersten Teil dieses Essays eine damals beschriebene Strömung diskutiert, nämlich die artistische Auffassung der Lyrik, was impliziert, daß es auch andere Konzeptionen der Dichtung gab, zum Beispiel die gesellschaftskritische Auffassung Brechts.

Im zweiten Hauptteil bespreche ich die Typen und Themen der zeitgenössischen Lyrik; damit sind im wesentlichen die Texte gemeint, die nach der Wende entstanden sind. Denn das geistige Klima und die literarische Situation heute sind entscheidend durch die damalige historische Zäsur geprägt: wir leben in einer Zeit nach dem Ende des ideologisch bestimmten Ost-West-Konflikts, in dem den Schriftstellern hüben und drüben eine politische Funktion zukam. Diese Funktion haben die Autoren nach der Wende verloren – sie werden politisch nicht mehr gebraucht, was für ihr Selbstverständnis nicht ohne Folgen blieb. In den neunziger Jahren entlarvten unsere Feuilletonisten lustvoll die Überbewertung der DDR-Literaten, ohne zu bemerken, daß nach der Wende auch die westlichen Schriftsteller – und damit auch die Feuilletonschreiber – ihre gesellschaftliche Bedeutung weitgehend einbüßen würden.

Der Titel des Essays ist eine Anspielung auf „Die Rückschritte der Poesie“, einen kulturgeschichtlichen Aufsatz von Carl Gustav Jochmann (1789-1830), eine Schrift, die Werner Kraft in den dreißiger Jahren wiederentdeckt hatte; Walter Benjamin hat sie dann mit einem gesellschaftskritischem Kommentar veröffentlicht. Doch teile ich weder Jochmanns Spekulationen über die Poesie als vorherrschende Sprache in der Frühzeit der Menschheit, noch

seine geschichtsphilosophischen Implikationen. Seine Hauptthese besagt, daß der Rückschritt der Poesie in ästhetischer Hinsicht zwar ein Verlust sein, in anderer, wissenschaftlicher oder humaner Hinsicht aber ein Gewinn oder ein Fortschritt sein kann. Sein Beispiel ist das Heldenepos Homers, das seine historiographische Funktion verlor, als mit Thukydides die wissenschaftliche Geschichtsschreibung aufkam. Wenn ich von den Rückschritten der gegenwärtigen Lyrik spreche, dann meine ich die offensichtliche literaturhistorische Tatsache, daß es in den zwanziger Jahren, als George, Rilke, Laskerschüler, Werfel, Benn, Brecht wirkten, und selbst noch in der Nachkriegszeit, als Benn, Brecht, Hesse, Bergengruen, Huchel, Eich, Celan schrieben, eine Blütezeit der Dichtung gab, während in unserer Zeit kein Autor vergleichbaren Ranges dieses Genre vertritt. Überflüssig zu sagen, daß ich jeden geschichtsphilosophischen Ansatz ablehne und kritisiere.

Meine Übersicht ist natürlich begrenzt, ich stütze mich auf zehn, mehr oder weniger repräsentative Anthologien aus den letzten Jahren und eine Handvoll Gedichtbände verschiedener Autoren, und es ist durchaus möglich, daß ich einen bedeutenden Autor oder ein paar hervorragende Gedichte übersehen habe. Doch scheint mir dies weniger wichtig als die Frage, ob meine kritische Überprüfung der Texte überzeugend begründet ist. Ich werde viele Fragen des Gedichts anschneiden und viele Aspekte dieser Textarten beschreiben und diese Fragen auch in eine gewisse Ordnung bringen, aber keineswegs werde ich die Begriffe und die Theorie der Lyrik systematisch darstellen.

Als Fazit kann ich vorwegnehmen, daß sich entgegen meiner Befürchtung doch einige Gedichte gefunden haben, die meines Erachtens das Zeug haben, die Zeit ihrer Entstehung zu überdauern. Sie würden gewiß nicht zweihundert Seiten füllen, sondern allenfalls zwanzig; doch wäre dies immerhin ein wenig mehr als nichts.